


Ralph Caspers und Ulrich Hoffmann

AB IN DIE DEUTSCH!



33 Familien-
geschichten,
die passieren,
wenn man sie
nur lässt

campus

Lebrig. Komisches Wort. Und ich fragte mich den ganzen Tag, wie sie darauf kam. Mir fiel keine Erklärung ein. Bis zum Abendessen. Es gab Penne all'arrabbiata, und ich fragte: »Na, wie schmeckt's euch?«

Allgemeines Nicken und Grunzen, und mein Sohn sagte: »Schmeckt ein bisschen nach Messer.«

»Wie? Was meinst du? Nach Messer?« Ich hatte nichts Metallisches geschmeckt, sondern nur eine sehr würzige, leichte Schärfe auf der Zunge.

»Na, es schmeckt wie Messer. Sehr scharf.«

»Ach so!« Die Verbindung aus »scharf« und »Messer« ließ bei mir endlich den Groschen fallen. Man muss nur logisch denken können, dann wird auch klar, wie meine Tochter auf »lebrig« kam: Aus »kleben« bilden wir »klebrig« – da ist es nur konsequent, wenn aus »leben« »lebrig« wird. Und nicht »lebendig«.

Als wir aus dem Urlaub wieder zurück waren und der Alltag uns wieder fest im Griff hatte, entdeckten meine Kinder bald, dass das Schreiben auch ein prima Ventil ist, um seinen Ärger über die Welt – inklusive den Vater – abzulassen.

Ich hatte gerade ein kleines Spätnachmittagsschläfchen gemacht und überlegte, was ich eigentlich noch erledigen wollte, da sah ich einen schmalen linierten Zettel neben dem Telefon liegen. Nach vielen leeren Zeilen des Wartens stand auf den unteren fünf Linien in empörter Kinderschrift: »typisch Papa/sagt er kommt gleich/schaut man nach/schnarch schnarch/da schläft er«. Da fiel es mir wieder ein: Ich wollte eigentlich mit meinem Sohn im Garten an seinem Skateboard rumschrauben. Effektiver kann man kein schlechtes Gewissen gemacht bekommen. Und das von jemandem, der gerade erst mit der zweiten Klasse angefangen hatte.

Es war nicht der letzte Zettel mit einer eindeutigen Nachricht. Wobei, manchmal sind die Nachrichten auf eine ganz eigene Art

auch zweideutig. Einmal zog unsere Tochter beleidigt ab und wollte uns nicht mehr sehen. Das Schild, das sie an die Kinderzimmertür klebte, machte das mehr als deutlich. Darauf stand in ordentlicher Erstklässlerschrift: »Ale mösen drausen bleiben.«

So konnte ich mich in der ersten Klasse definitiv noch nicht ausdrücken.

2. Endhaltestelle

Das erste Mal passierte aus Versehen.

Ich hatte meinen Sohn mit dem Bus vom Kindergarten abgeholt. Wir saßen ganz hinten auf der breiten Bank, es war irgendwann am Nachmittag – der Bus fast menschenleer. Ich muss für einen winzigen Augenblick eingenickt sein. Und dann schreckte ich auf, weil jemand mich an der Schulter rüttelte und eine gutmütige Stimme sagte: »Endhaltestelle. Sie müssen aussteigen.«

Kennen Sie das, wenn man immer nur müde ist, müdemüdemüde? Obwohl gar nichts Besonderes zu tun ist, außer zu leben? Mit Kindern?

Viele befreundete Eltern berichten mir davon, es wird in aktuellen Büchern beklagt, aber wenn ich meine eigenen Eltern danach frage, können sie sich nicht daran erinnern. Verdrängt man die ständige Erschöpfung des Elternseins wie den Schmerz der Geburt (sonst würde ja auch niemand mehr als ein Einzelkind zur Welt bringen)? Oder war das Leben früher anders, einfacher, schliefen die Kinder ruhiger und stellten weniger Fragen?

Schlimmer noch: Haben unsere Eltern möglicherweise etwas richtig gemacht, und wir machen es falsch? Das wäre nicht nur dumm, sondern auch die ultimative Niederlage.

Wie auch immer, ich hatte für einen winzigen Moment die Augen geschlossen, und nun waren wir an der Endhaltestelle ange-

kommen. Mein Sohn kniete neben mir und drückte seine Nase an der Heckscheibe platt. Alle unsere Sachen waren noch da, Jacke, Rucksack, Kindergartentasche.

Aber, wo waren wir?

Wir stiegen aus und sahen uns um, die Dämmerung setzte ein.

Großstadt kann toll sein, aber in der Großstadt nicht zu wissen, wo man ist, ist besorgniserregend. Glücklicherweise war es keine von diesen »Und gleich geht der Horrorfilm richtig los«-Endhaltestellen irgendwo in der Pampa: Ein Haltestellenschild und sehr viel Wald, sonst nichts ...

Wir befanden uns auf einem dieser seelenlosen Busbahnhöfe, in deren Mitte ein funzeliger Kiosk das einzige Anzeichen von Leben ist. Ich schaute mich um. Die Bezeichnung der Station kannte ich von der Anzeigetafel des Busses, den wir immer nahmen. Aber ich hatte mir nie Gedanken darüber gemacht, wo das eigentlich war, wie man dorthin kam – und vor allem, wie wieder weg.

Die naheliegendste Option fiel mir erst erstaunlich spät ein (erwähnte ich bereits, dass ich damals latent übermüdet durch die Welt stolperte?): gleiche Buslinie, andere Richtung. Aber der Bus war natürlich gerade losgefahren – mein Denkprozess hatte so lange gedauert, dass wir den Rücklichtern nur noch traurig nachwinken konnten.

Die nächste Abfahrt war in 20 Minuten. Das geht ja noch, sagte ich mir und dachte zurück an mein jungliches Warten auf den Nachtbus, der natürlich auch immer gerade weg war. Da schaffte man ein ganzes Album auf dem Walkman. Oder der Fahrer hupte netterweise, weil man in der Wartezeit die gesamte Aufmerksamkeit der Freundin gewidmet hatte.

Zwischen den Fahrplänen hing auch ein Stadtplan, und ich versuchte zu ermitteln, ob es noch einen anderen, schnelleren Weg

nach Hause gäbe. Mit ein paar Mal Umsteigen wahrscheinlich schon, aber es schien mühsam.

Geduldig hatte mein Sohn neben mir gewartet. Jetzt erst fragte er: »Wo sind wir hier?«

Ich empörte mich: »Wieso hast du mich eigentlich nicht geweckt? Du kennst doch unsere Haltestelle!«

Er antwortete mit leuchtenden Augen: »Aber es war gerade so spannend!«

Und so entstand eine neue Freizeitbeschäftigung, die ebenso bizarr wie informativ und preiswert ist: Wir fahren bis zur Endhaltestelle.

Andere Familien machen Stadtrundfahrten in der Fremde. Wir fahren mit dem öffentlichen Nahverkehr durch unsere Nachbarstadtteile.

Der halbe Spaß ist dabei, sich möglichst nicht gut vorzubereiten. Natürlich gibt es in jeder Stadt Buslinien, die durch besonders ansehnliche Gegenden fahren, die tolle Ausblicke bieten und an deren finalem Stopp die beste Eisdiele oder Currywurstbude der City zu finden ist.

Bei uns gilt es, genau das Gegenteil zu entdecken: die unbekanntesten Ecken, die ganz normalen Viertel, die Stiefkinder der Stadtplanung. Die Gewerbegebiete, die Büromeilen, die endlos langweiligen Vororte und manchmal natürlich auch Straßenzüge, bei denen man sich ganz einfach freut, dort nicht wohnen zu müssen. Auf diesen Reisen ist der Zufall der beste Helfer. Wir gehen zu unserer Bushaltestelle und steigen einfach in die Linie, die als Nächstes fährt. Fertig.

Wenn dort nur eine Linie hält oder man schon alle durch hat, empfiehlt sich ein Umzug oder notfalls der Start ab dem nächstgrößeren Knotenpunkt. Aber auch jede andere Form der willkürlichen